

Konfliktursache Religion?

Religiös motivierte Intoleranz und Gewalt in Südostasien

von
Helmut
Schneider

Helmut Schneider ist wiss. Mitarbeiter im FB Gesellschaftswissenschaften an der Universität Duisburg-Essen.

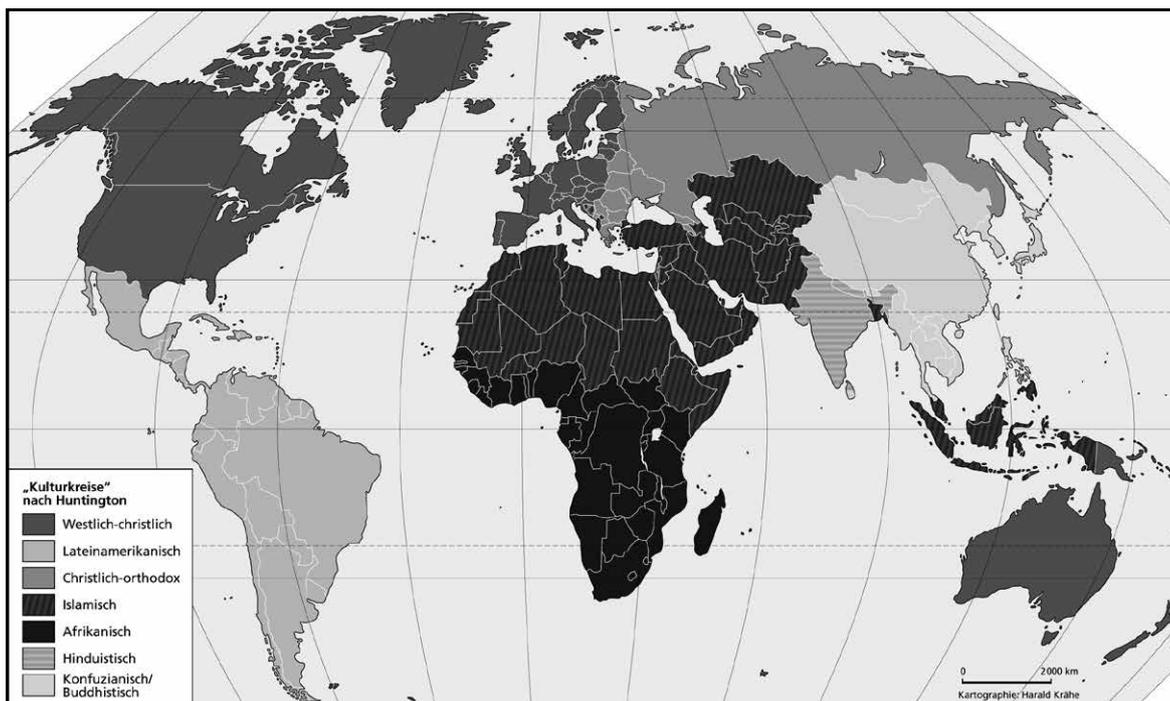
Die Ausgangslage

Die politische Geographie innerstaatlicher Konflikte in Südostasien lässt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis heute einen bemerkenswerten Wandel erkennen. In den ersten beiden Jahrzehnten nach Kriegsende dominierte das geopolitische Leitbild des Ost-West-Gegensatzes. Innenpolitische Konflikte wurden – zu Recht oder zu Unrecht – fast zwangsläufig nur vor dem Hintergrund dieses binären Schemas gedeutet. Tatsächlich spielten, mit erheblichen regionalen Unterschieden, in allen Staaten der Region bis in die 1970er Jahre kommunistische Organisationen in den teilweise bewaffneten sozialen Bewegungen und Konflikten eine wichtige, manchmal auch die entscheidende Rolle. Davon ist heute, mit Ausnahme des Sonderfalls der Philippinen, nichts mehr zu spüren. Zwar sind innenpolitische, teilweise auch gewaltförmig ausgetragene Konflikte keineswegs verschwunden, aber die meisten dieser Konflikte sind nicht mehr ideologisch, sondern kulturell codiert. Sie werden – unbeschadet möglicherweise ganz anderer zugrundeliegender Konfliktursachen – als Auseinandersetzungen zwischen ethnischen und/oder religiösen Gruppen gedeutet, wahrgenommen und manchmal von den Akteuren auch bewusst so inszeniert. Dies gilt zum Beispiel für die Regionalkonflikte im Süden der Philippinen und im Süden Thailands oder in jüngster Zeit für die Gewalteskala-

tionen zwischen buddhistischen und muslimischen Bevölkerungsgruppen in Burma. Es scheint tatsächlich so, als seien die früheren politisch-ideologischen Gegensätze heute von kulturellen, ethnischen und nicht zuletzt religiösen Differenzen abgelöst worden. Wurde das Gewaltpotenzial, das Kultur im Allgemeinen und Religion im Besonderen innewohnt, bisher unterschätzt?

Kultur und Religion - Ursachen für Konflikte?

Diese Sichtweise wird jedenfalls von dem wohl bekanntesten geopolitischen Leitbild der letzten beiden Jahrzehnte, dem Konzept vom *Kampf der Kulturen* (*clash of civilizations*) des amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel P. Huntington gestützt, das vor allem nach den Terroranschlägen von 9/11 eine enorme politische Wirkmächtigkeit erlangt hat. Die Konfliktlinien im 21. Jahrhundert verlaufen danach nicht mehr wie zur Zeit der Blockkonfrontation zwischen Ideologien bzw. konkurrierenden Wirtschaftssystemen, sondern zwischen Kulturen bzw. Religionen. In Huntingtons kulturalistischer Konfliktdeutung werden Kulturen weitestgehend mit Religionen gleichgesetzt, demzufolge sind Kulturkonflikte immer auch Religionskonflikte. Solche Konflikte treten nach Huntington immer dort auf, wo »Kulturkreise« aneinanderstoßen oder sich über-



»Kulturkreise«
nach Huntington
Kartographie:
Harald Krähe

lappen. Sieht man einmal von der äußerst dünnen empirischen Fundierung ab, ist dabei neben der unterstellten inneren Homogenität von Kulturkreisen besonders die starre Verbindung von Kultur und Raum zu kritisieren.

Unter den religiös definierten Kulturen wird schließlich eine, die islamische Kultur, als besonders konfliktträchtig hervorgehoben. Die Gefahr, dass Konflikte zu gewaltsam oder gar kriegerisch ausgeprägten »Bruchlinienkonflikten« eskalieren, ist nach Huntingtons Einschätzung dann besonders groß, wenn daran islamisch geprägte Gesellschaften beteiligt sind. Er spricht gar von den »blutigen Grenzen des Islam«, eine Formulierung, die schon bei der Erstveröffentlichung seiner Thesen 1993 in der Zeitschrift *Foreign Affairs* heftigen Widerspruch ausgelöst hatte. Für Südostasien werden als Belege für die unterstellte »muslimische Neigung zum gewalttätigen Konflikt«, für »muslimische Kriegslust und Gewaltbereitschaft« (Huntington 1998, S. 421 f.) vor allem die Konflikte der muslimischen Bevölkerungsminderheiten mit der mehrheitlich christlich-katholischen bzw. buddhistischen Bevölkerung im Süden der Philippinen bzw. im Süden Thailands herangezogen. In beiden Fällen verfehlen diese Charakterisierungen das komplexe Konfliktgeschehen allerdings völlig, ganz abgesehen davon, dass sie keinen Aufschluss über zugrundeliegende Konfliktgründe und -motive bieten. Der globalen Wirkung des geopolitischen Leitbilds hat dies freilich keinen Abbruch getan.

Gewaltpotenzial des Islam: demographisch statt religiös bedingt?

Von einer Konfliktdeutung, in der Kultur und deren Hauptmerkmal Religion als die entscheidenden Erklärungsgrößen für gewaltsam ausgeprägte Konflikte gelten, sollte man erwarten, dass das Gewaltpotenzial von Religion genauer bestimmt wird. Dies gilt insbesondere für den Islam, dessen Anhänger in Huntingtons Konzept ja als besonders gewaltbereit hervorgehoben werden. Welche Merkmale von Religion, und speziell des Islam, befördern die Neigung zur Gewaltanwendung? Überraschenderweise zeigt sich, dass Huntington mit Blick auf den Islam weder kulturelle noch religiöse Argumente bemüht. Vielmehr sind es neben historischen und politischen Gründen in erster Linie demographische Faktoren, mit denen das Gewaltpotenzial des Islam erklärt wird: »Die Bevölkerungsexplosion in muslimischen Gesellschaften und das riesige Reservoir oft beschäftigungsloser Männer zwischen 15 und 30 sind eine natürliche Quelle der Instabilität und der Gewalt innerhalb des Islam wie gegen Nichtmuslime.« (Huntington 2008, S. 433) Nicht spezifische Merkmale des Islam als Religion sind also ausschlaggebend für die Konflikte zwischen Muslimen und

anderen Bevölkerungsgruppen, sondern vielmehr »das islamische Bevölkerungswachstum«. (loc.cit. 187). Das Problem wird vor allem in einem Überschuss kampftauglicher junger Männer (dem sog. *youth bulge*) gesehen, deren Gewaltneigung nicht durch Armut, sondern durch den Mangel an Aufstiegschancen in ihren Gesellschaften motiviert ist. Offenkundig geht es Huntington gar nicht um Religion, sondern vielmehr um Demographie und blockierte Entwicklung. Die Frage, ob Religionen allgemein, bzw. speziell dem Islam, Gewaltpotenziale zu eigen sind, verschwindet damit aber völlig aus dem Blick. Ist die eingangs formulierte Vermutung also unbegründet, Religionen seien – neben unbestreitbar positiven Funktionen (spirituell, sozial, ethisch) – auch Quellen von Intoleranz und Gewalt?

Monotheismus - eine Quelle von Intoleranz und Gewalt?

Eine Antwort auf diese Frage kann möglicherweise die These des Ägyptologen und Kulturwissenschaftlers Jan Assmann von der »Mosaischen Unterscheidung« liefern. Danach hat sich irgendwann zwischen später Bronzezeit und Spätantike eine Wende vollzogen, die die Welt bis heute beeinflusst: der Übergang von polytheistischen zu monotheistischen Religionen, von kulturspezifischen Kultreligionen zu schriftlich kodifizierten Weltreligionen mit geoffenbarten »Wahrheiten«. ¹ Zu diesen »sekundären Religionen«, die sich einem Akt der Stiftung oder Offenbarung verdanken und die sich als »Gegenreligionen« radikal von den »primären« (kulturspezifischen) Religionen abgrenzen, die nunmehr als »Heidentum, Götzendienst und Aberglaube« gelten (Assmann 2003, S. 11), rechnet Assmann als einzige nichtmonotheistische Ausnahme auch den Buddhismus. Für die Frage nach religiös motivierter Intoleranz und Gewalt ist aber letztlich nur eine spezifische Form »sekundärer Religionen« relevant: die monotheistischen Offenbarungsreligionen, zu denen neben dem antiken Judentum das Christentum und der Islam zählen. Zu Quellen von Intoleranz und Gewalt können sie deshalb werden, weil mit ihnen historisch zum ersten Mal die »Mosaische Unterscheidung (...) zwischen wahr und falsch in der Religion, zwischen dem wahren Gott und den falschen Göttern, der wahren Lehre und den Irrlehren, zwischen Wissen und Unwissen, Glaube und Unglaube« (loc.cit 12) getroffen wird. Als Verkörperung einer »geoffenbarten« Wahrheit finden sie ihre Identität in der Kritik und Zurückweisung herkömmlicher religiöser Traditionen, die jetzt nicht nur als »anders«, oder »fremd«, sondern als »falsch« angesehen werden: »Das Falsche ist hier nicht mehr Unwissenheit, Irrtum oder Verblendung, sondern Unglaube, Ungehorsam, Abfall, Sünde, Verworfenheit im Lichte des Geoffenbarten.

Dies zwingt zur Grenzziehung und Ausgrenzung, das heißt, zur Intoleranz.« (Schnädelbach 2009, S. 88). Während das Judentum den Weg rigoroser Abschottung von der religiösen Außenwelt beschritten hat, um seine innere Reinheit zu bewahren, haben Christentum und Islam universale Geltungsansprüche formuliert und damit die Existenz religiöser Unterschiede grundsätzlich und weltweit in Frage gestellt: Das Fortbestehen des religiös ›Anderen‹ als das vom Ideal Abweichende wurde nur notgedrungen hingenommen, es musste zum Verschwinden gebracht werden – wenn nötig auch mit Gewalt. Die monotheistischen Offenbarungsreligionen wurden so zu strukturell intoleranten Religionssystemen.

Allerdings sind Intoleranz und Gewalt dem Monotheismus keineswegs als notwendige und unvermeidliche Konsequenzen eingeschrieben. Zwar wird der radikale Bruch mit den primären Religionen im Alten Testament wie im Koran in der »Sprache der Gewalt« beschrieben. Assmann deutet diese Sprache jedoch als »revolutionäre Rhetorik der Konversion«, unabhängig davon, ob dieser Rhetorik je eine historische Wirklichkeit entsprochen hat. Aber diese »Sprache der Gewalt« liefert immer wieder Anknüpfungspunkte für die religiöse Legitimation von Intoleranz und real praktizierter Gewalt, wenn sie sich mit politischer Macht verbindet; Religion wird dann zu »Politischer Theologie«. »Das semantische Dynamit«, das in den heiligen Texten der monotheistischen Religionen steckt, zündet jedoch erst in den Händen von Akteuren, denen es um politische Macht geht, und die sich der religiösen Gewaltmotive bedienen, um die Gläubigen hinter sich zu bringen. Religiöse ›Wahrheiten‹ werden erst dann politisch wirksam, wenn sie in einen sozialen Kontext eingebettet sind, in dem sie verstanden werden können und – ganz entscheidend – wenn sie sich mit institutionellen Formen verbinden, die es überhaupt erst ermöglichen, normative Ansprüche auf ›Wahrheit und Geltung‹ wenn nötig auch gewaltsam durchzusetzen.

Plastizität und politische Ambivalenz von Religion

Zweifellos stellen die monotheistischen Offenbarungsreligionen »kognitive, soziale und psychische Bedingungen von Intoleranz und Gewalt« bereit (Schnädelbach 2009, S. 97). Politisch wirksam werden sie aber nur unter ganz bestimmten gesellschaftlichen Umständen, meist dann, wenn religiöse ›Wahrheiten‹ zum Bestandteil kollektiver Identitätsbildung, zu Elementen von »Wir-Gruppen-Prozessen« werden. Das Bedürfnis, sich des ›Eigenen‹ zu versichern, besonders virulent in Zeiten äußerer Bedrohung oder existenzieller Verunsicherung, geht zwingend mit der Ab- und Ausgrenzung des ›Anderen‹ einher. Der Mechanismus von Selbst- und Gegenidentifikationen

kann schließlich zu der sozial und politisch folgenreichen Unterscheidung von ›Freund‹ und ›Feind‹ führen. Im Konfliktfall kann dann Intoleranz, religiös zusätzlich legitimiert, in reale Gewalt übergehen. Religion wirkt in diesen Fällen, etwa in nationalistisch motivierten Prozessen kollektiver Selbst- und Fremdentifikation, oft als zusätzlicher ›Brandbeschleuniger‹. Dies ist freilich kein exklusives Merkmal monotheistischer Religionen, wie aktuell die von buddhistischen Bevölkerungsgruppen ausgehende Gewalt gegen muslimische Minderheiten in Burma zeigt.

Damit wird aber auf die große Plastizität und Ambivalenz von Religion verwiesen. Ihre politische Rolle lässt sich letztlich nur aus der Analyse des konkreten historischen und gesellschaftlichen Kontextes erschließen. So richtig es ist, auch religiöse Quellen von Intoleranz und Gewalt zu benennen, so falsch wäre es jedoch, die politische Wirkung von Religionen, namentlich des Monotheismus, nur auf diesen Aspekt zu reduzieren. Historisch wie aktuell hat Religion in vielen gegen Unterdrückung, Ausbeutung und Ungerechtigkeit gerichteten sozialen Bewegungen eine positive Rolle gespielt. Dies gilt beispielsweise für die Rolle des Buddhismus im Widerstand gegen Diktatur und Fremdbestimmung in Südvietnam in den 1960er Jahren oder für die ›schwarzen‹ christlichen Kirchen in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Es gilt für viele christlich-katholische Basisgemeinden in den Philippinen oder in Lateinamerika, aber auch für die religiös fundierte Selbstbehauptung muslimischer Minderheiten in Thailand oder den Philippinen. Religionen können den Keim gewaltförmiger Intoleranz transportieren, sie können aber auch – nach einer Formulierung von Jürgen Habermas – dazu beitragen, ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, für ein Bewusstsein, von dem was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten.

Anmerkung

1. Bei religiösen ›Wahrheiten‹ geht es nicht um Wahrheit in einem wissenschaftlichen Sinn, sondern um Richtigkeit im Sinne gottgefälligen Lebens, um eine regel- und normbasierte Lebensführung gemäß der kanonisierten Lehre.

Literatur

- › Assmann, J. (2003): Die Mosaische Unterscheidung – oder der Preis des Monotheismus. München, Wien.
- › Huntington, S. P. (1998): Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München, Wien.
- › Schnädelbach, H. (2009): Monotheistische Offenbarungsreligionen als Quelle von Intoleranz und Gewalt? Bemerkungen zur Assmann-Debatte. In: Ders.: Religion in der modernen Welt. Frankfurt am Main, 86–99.